

Suhrkamp

Angela
Krauß

Das
Vergnügen

suhrkamp taschenbuch 1776

»Wohlüberlegt werden hier die Worte gesetzt, planvoll die Abschnitte zu Kapiteln und die Kapitel zu einem Tageslauf zusammengebaut. Und so hat Angela Krauß ein kleines großes Buch geschrieben«, rühmt die *Basler Zeitung* das Erstlingswerk *Das Vergnügen* der in Leipzig lebenden Autorin.

Die rhythmisch klare Prosa dieser DDR-Autorin dokumentiert einen privaten und einen offiziellen Jubiläumstag – gelebt von den Menschen in einer Brikettfabrik.

Behutsam gestaltet Angela Krauß ein Ensemble farbiger Figuren. Die Menschen sind weder literarische Helden noch makellose Heroen der Arbeit, höchstens mehr oder weniger verdiente Genossen. Und auch die werden eher von nachdenklicher Skepsis befallen, manch einer von ihnen wünscht sich, daß das »Gleichseinwollen« und der »Eigensinn«, das Politische und das Private einmal zusammenfallen mögen.

Angela Krauß
Das Vergnügen

Suhrkamp

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1990

suhrkamp taschenbuch 1776

© Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1984

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Aufbau-Verlages, Berlin und Weimar

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38276-9

DIE ARBEIT

EIN TAG, ein durchsichtiger Tag im September.

In der südlichen Tieflandbucht leuchten die Stoppeläcker wie Gold, aus Stroh gesponnen. An solchen Tagen durchdringt das Auge selbst einen ländlichen Mittelwert des Schwefeldioxydgehalts der tieferen Luftschichten und trifft auf Grund.

Da liegt die Erde in sanftem Schwung, hier und dort in eine Mulde mündend, auf deren Grund ein dürres Gebüsch, das mit seinem letzten Blattwerk klappert; besonnt ist dieses Land bis an den Horizont, wo eine Schornsteingruppe scharf und spielzeugklein aus dem blauen Himmel herausgeschnitten ist, kaum ernst zu nehmendes, freundlich aus der Ferne grüßendes Ebenbild dessen, was da in der taligen Mitte des Landes, in einer sicheren Senke steht und dauert.

Das ist die Fabrik.

Brikettfabrik Rosdorf.

Inhaber Carl Sendmayer & Co.

Gegr. 1912

Die schwarz in grauen Putz ausfasernden Buchstaben der Vergangenheit über den gen Himmel gewölbten, brandroten Ziegelbögen der Fabrikhallenfenster, Arabesken zur Unzeit und am Unort; wo waren die Augen, die das schauten?

Auf dem Dach dampfen acht kurze Essen weißen Wrasen ab, acht weiße Wimpel über der Fabrik und oben zwei langwehende Rußflaggen, im toten Winkel

darunter das Dorf: Rosdorf mit seinen Gärten, den üppig blühenden.

Unter dem Dach der Fabrik glimmt eine vergitterte Birne über acht Bunkeröffnungen. Über jeden dieser kleinen Abgründe lassen sich sechs Erwachsenenschritte setzen auf einer schmalen Gitterbrücke. Da steht eine zierliche Person im Licht der Birne.

Das ist Felizitas Händschel.

Ihr Arbeitsplatz reicht in der Länge über vier Bunker. In der Breite macht er eine Armspanne aus. Per Knopfdruck fährt sie das Kohleband nacheinander über ihre vier Bunker, kontrolliert deren Füllstand, füllt nach, fährt weiter.

Den Lärm nimmt sie kaum wahr, weil ihre Arbeit Gespräche nicht erfordert.

Die Verantwortung von Felizitas Händschel besteht darin, keinen ihrer vier Bunker, durch die die Kohle weiter in vier riesige Trockner fällt, leerlaufen zu lassen. Das Zentrum ihrer Aufmerksamkeit bildet eine an diesem Platz überlieferte Formulierung: Keiner darf rausfliegen.

Dennoch stehen für diesen Ernstfall drei Nummern mit Kreide an einem der Eisenpfeiler. Felizitas Händschel kann den Brigadier anrufen, den Meister und den Sicherheitsbeauftragten. Sie muß wissen, in welchem Fall von Unregelmäßigkeit sie wen anrufen muß. Felizitas Händschel steht schon drei Jahre hier oben.

Sie hat noch keinen angerufen.

NICHT EIN TAG IST WIE DER ANDERE, das Kantinenessen fällt unterschiedlich aus, oder mal hat jemand Geburtstag. Solche Vermutungen lassen sich gut morgens beim Aufstehn anstellen. Und manchmal gibt es Sicherheiten. Den eigenen Geburtstag zum Beispiel. Er hat einen Geruch. Er riecht durchdringend nach Bohnerwachs. Die ganze Wohnung, die Holzterre und die ausgebaute Dachkammer hat Marianne mit diesem ätzenden Geruch von Unanfechtbarkeit überzogen.

Weil Felizitas Händschel heute achtzehn Jahre alt wird.

Lange vorher hat sie sich ausgerechnet, daß dieser Tag der letzte sein wird von vier Frühschichttagen, die sich im Turnus von drei mal vier Tagen, zwischen denen zweimal ein und einmal zwei freie Tage liegen, wiederholen.

Seit Felizitas arbeitet, weiß sie, woran sie ist. Sie hatte die Schule bis oben hin satt. Allerdings setzt eine solche Äußerung im Gegensatz zum bloßen Gedanken viel mehr an Selbstbewußtsein voraus, als Felizitas Händschel je besessen hat. Sie äußerte sich nie so. Sie hatte einfach nach den Ferien begonnen, täglich um halb fünf morgens aufzustehen, dann richtete sie sich komplikationslos im neuen Leben ein, schlief nachts fest und verstand es, in diesem Leben schnell Vorteile zu finden. In diesem werden Erschwernisse bezahlt. Hat der Mensch unter etwas zu leiden, gibt es Zuschläge. Von morgen an sieben Mark für eine schlaflose Nacht.

Wer dagegen vergütete ihr die Leiden der Schule?

Diese täglichen, salopp vorgebrachten Demütigungen: *Mädel, hast du die Sprache verloren!* Sie hatte immer zu lange wortlos neben der Bank gestanden, so lange, bis sie jedes Zeitgefühl verlor. Sie war wohl falsch an diesem Ort Schule. Ihre Zunge war einfach zu lang. Da gibt man acht, was man sagt. Das Nötigste.

Als sie nach der siebenten Klasse auf dem Kohlebo-den stand unter der vergitterten Birne über den vier Bunkern, wußte sie: Hier würde sie leben können. Später rund um die Uhr, mit wechselnden Schlafenszeiten. Sie fühlte Sicherheit. Und für die Dunkelheit gab es Vergütung. Beim Schichtarbeiter häufen sich einmal im Monat die freien Tage, mit dem monatlichen Tag Schichtzuschlag kann er auf drei freie Tage und Nächte kommen. Das ist wie ein kleiner Urlaub.

Weil Felizitas heute die letzte von vier Frühschichten arbeitet, wird sie am Abend am Vergnügen teilnehmen können. Die Fabrik steht siebzig Jahre.

So hat alles sein Gutes, denkt Felizitas Händschel morgens halb fünf in ihrem Bett in der ausgebauten Dachkammer, und von unten aus der Küche klappert Geschirr.

DAS IST MUTTER, Marianne Händschel. Absichtlich hat sie den Deckel des Wassertopfes fallen lassen, als er nun mal fiel. Das Kind muß um halb fünf raus, wenn die Schicht um sechs beginnt, auch an seinem Geburtstag. Es soll sich dran gewöhnen. Vor allem anderen muß der Mensch pünktlich sein, Feli! Wo du nicht weißt, wie lang das Leben ist. Am längsten zwischen

zwei und vier nachts, mein liebes Kind, und Marianne legt leise den Deckel zurück auf den Topfrand. Das Kaffeewasser saust und braust, Marianne Händschel steht gewaschen und frisiert. Gestern war sie beim Frisör, hat neu blondieren lassen. Weil die Tochter achtzehn wird? Vielleicht. Man muß die Anlässe wahrnehmen, es sind nicht so viele in einem Jahr, wie eine Frau in Mariannes Alter Blondierungen braucht. Eine frische Kittelschürze hat sie angezogen und wartet, daß der Tag nun endlich losgeht. Wartet schon seit fünf Stunden, weiß genau, wie der Wecker im Dunkeln aussieht: ein phosphorgrünes Gesicht. Und wenn es ganz still draußen geworden ist, stehen die Augen offen, und sie hört das Gekling der Kohlezüge von weit her. Und davon schläft sie dann ein.

Die innere Uhr ist verstellt, sagt der Arzt. Sie wundert sich nicht, sagt Marianne, sie hat ein Leben lang dran rumgedreht.

Marianne hat schon in der Fabrik gearbeitet, an den Kohletrocknern bei achtzig Grad Hitze, als Kurt Händschel gekommen war, nicht mehr ganz am Anfang seines Lebens. Er kam geradewegs aus der Grube. Von seinem Bagger herunter, den er nicht mehr führen sollte. Wegen einiger Vorkommnisse. Allerweltsvorkommnisse in jenen Jahren nach dem Krieg, nach Gefangenschaft und Hunger in den Städten, als alle hier Arbeit suchten, als hier im Bergbau alles genommen wurde. Da suchte auch Kurt Händschel, und geboten wurden Deputatkohle und akzise-freier Branntwein. Aber was sollte er mit hundert Zentnern Kohle vor seiner Untermietkammer anfan-

gen. Lieber tauschte er hundert Zentner Kohle gegen hundert Liter Branntwein. Nach den Vorkommnissen wurde ihm der zweite Platz auf seinem Bagger geboten, aber der Mann war er nicht. Er ging. Und wo er hinkam, da stand Marianne an den heißen Trocknern und sagte: Das hier ist ein Familienbetrieb.

Sie waren zusammen in ein verlassenes Gehöft gezogen, wo sie zwei Zimmer bewohnten, einen schlauchartigen Korridor und am häufigsten die große Küche. Marianne, damals neunundzwanzig, hoffte nun, daß dieser Kurt Händschel, ihr Ehemann, sich als der zu erkennen gab, auf den sie übers Alter gewartet hatte. Und mit nichts vergehen die Jahre schneller als mit einer starken Hoffnung.

UND VATER SCHLÄFT. Wenn einer schläft, dann schläft er. Und wenn einer sein Maß hat, dann kann ihm die ganze Welt den Buckel hinunter. Er schnarcht wie ein vierschrötiger Riese und hört davon die Ebene zittern und die Blätter an den dürren Pappeln klingeln. Die es draußen hören, wissen: Solche wirds immer geben. Armer Mensch. Verdammter Suffkopp.

Aber darüber ist man doch schon längst hinaus. Das hört man längst nicht mehr. Aber dafür hört einer wie er um so besser. Wenn einer nämlich erst mal nicht mehr hört, was die Leute reden, wens einem Wurscht ist, dann nämlich setzt das wirkliche Gehör ein. Da wachsen einem die Ohren sogar nach innen. Man horcht, horcht. Und da ist mit einemmal die Uhr. Als liefe eine Feder ab, tick, tick . . . Und da stößt

man sich selber wieder aus sich heraus. Aus lauter Angst.

Wer ahnt was davon? Die Nachbarn im Gehöft, die es zwanzig Jahre mit angesehen haben? Wenn einer so laut schnarcht, denken die Leute, um den ist Lärm genug, als daß ihm was passieren könnte. Und auf welche Art einer seinen Lärm macht, ist jedem seine höchstpersönliche Sache. So gesund sind sie alle.

Nur er ist krank, und jetzt eben weiß er es wieder. Er ist zu hellhörig.

Und sein Gesicht ähnelt einem Stück Knüllpapier, wenn er nachher in den Spiegel schau'n wird. Hatten mit diesem Gesicht die Hoffnungen der rosigen Marianne zu tun? Auch sie ist nicht mehr, was sie war. Ist getrocknet an ihren Trocknern, innerlich. Außen ist nichts, was ihn störte. Aber seine Leber ist nicht zu sehen, wenn er in den Spiegel schaut. Außen hui, innen pfui und umgekehrt, das raubt einem längst nicht mehr den Schlaf; diese Nacht ist vergangen, und so werden sie alle noch vergehen, ruhig und wie klaftertief in der Erde. Und das verdankt er dem Suff.

Hat wer was gesagt? Er will keinen Lärm! Auch kein Topfgerassel am frühen Morgen. Er will seine freien Tage verschlafen. Die nächste Schicht ist so weit weg wie sein letzter Tag. So wie er jetzt liegt, wartet er auf nichts. Auf gar nichts. Liegt nur so da, und unter dem Gerassel seines Rachens dröhnt die Eimerkette, holpert, stolpert und rasselt das Band vorwärts, immer schön gleichmäßig, die ganze Nacht. Einmal hakt es sich ein, Totenstille für Sekunden, da ist der Alte im Traum auf einen Findling gestoßen.

Aber gleich darauf greift der Bagger wieder, und nun pfeift er sogar, während er sich tiefer und tiefer hineinfrisßt ...

Wohin?

In den Traum vom anderen Leben?

Auch dort riecht es schon nach Akzisierungsfreiem. In die Chance vom großen Hättstenich? Die gab es nie. Vielleicht gab es die große Chance vom Hättstestatttdessen. Vorbei. Verpaßt. Verschlafen. Vertrunken.

Wie aber sah sie aus, die Chance? Das ist die Frage. Die bohrt und frisßt. Immer tiefer hinein in die Stille, in die Hellhörigkeit. Die Ohren wachsen schon wieder nach innen.

Aber da! Da ist ein Geräusch, ganz fein. Zart und fein. Ein Stimmlein, zart und fein und klein. Und nachher, wenn alle aufgebrochen sein werden, dann wird er allein sein im Haus, dann wird er hinaufgehn. Und wenn einer wie er noch einen Wunsch frei hätte, dann wünschte er, daß sich der Kerl nie mehr blicken ließe, ders ihr gemacht hat. Denn jetzt will er Vater sein.

Alles noch einmal von vorn beginnen.

Was scheren ihn da die Leute. Er hat das Kind, das zarte, blasse, das uneheliche seiner Tochter. Er ist Vater von neuem.

Aber zu fragen braucht ihn keiner danach.

Denn wenn er schläft, dann schläft er.

NICHT ZU VERGESSEN: DAS KIND. Es wurde im fünfzehnten Lebensjahr seiner Mutter geboren, ohne Schwierigkeiten. Es hat ihr dünnes, rotblondes Haar und ihre hellen, auffallend ruhigen Augen. Für seine drei Jahre spricht es noch wenig, ein paar abgerissene Sätze im Dialekt der Gegend mit den dazugehörigen grammatikalischen Eigenheiten.

Wäre es nicht ein Junge, könnte man sagen: ganz die kleine Händschel. So aber bleibt anzunehmen, daß sein Leben doch etwas anders verlaufen wird.

ERSTER VERSUCH, EINE REDE ZU HALTEN. Da klinkt Marianne leise die Tür zum Dachzimmer auf; da steht sie klein und geputzt in der Tür: feierliche Ordnung. Ordentliche Feierlichkeit. Dem Leben jeden Tag seinen Sinn abtrotzen, dazu gehören Disziplin und ein bißchen guter Wille und Phantasie vielleicht gar nicht so viel. Eine frische Kittelschürze mit blütenweißem Kragen, mehr braucht es da gar nicht für Marianne, so hat jeder Tag des Jahres seine Forderungen, und Zufriedenheit ist erreichbar, das funktioniert sicher wie die Küchenuhr aus Plast, die sie jeden Morgen aufzieht.

Von der Tür aus tastet Mariannes Hand nach rechts, wo immer der Stuhl steht mit den abgelegten Sachen. Es ist dunkel im Zimmer, dunkelgrauer Morgen. Durch die halbgeöffneten Lider beobachtet Felizitas den Wind, der die Gardine bewegt. Neben ihr schläft das Kind. Sein Mund steht offen, ein kleines rundes Loch wie bei einem Fisch.

Marianne versteht solche Tage vorzubereiten: Hausputz, Frisör, frische Wäsche, Blumen, das Geschenk. Nun steht sie in der dunklen Stube und klammert sich an den Stuhl, von dem sie sicher weiß, daß er immer dort steht mit den Sachen der Tochter in einer ganz bestimmten Reihenfolge. Sicher ist sie auch, daß das Mädchen wach ist. Nur der Junge schläft mit kleinem, erhitztem Gesicht. Und die Augenlider von Felizitas schließen jetzt auf einmal dicht wie zwei Türflügel gegen alles, was von draußen kommt.

Irgend etwas müßte jetzt kommen.

Der Moment, in den alle Vorbereitungen münden. Der Moment für das rechte Wort. Er kommt und vergeht.

Verlegen lächelt Marianne, hilflos gegenüber dem geschlossenen Gesicht der Tochter. Bestürzt verfolgt sie die eigene Hand, die fahrig vorstößt, über Felizitas' Schulter weg und nach dem Jungen grapscht, ihm durchs dünne Haar zwirbelt, daß er davon aufwacht. Nun greint er. Und Felizitas hebt den Arm und langt nach dem Knopf der Nachttischlampe. Das Licht platzt mitten in die Stube; wer grad reden wollte, tuts nun nicht mehr.

DIE TRÄUME, die Felizitas Händschel träumt, wiederholen die kleinen Überraschungen ihrer Tage. Das geschieht fast jeden Tag einmal: aus dem Sekretariat tritt Frau Anja. Sie geht hinüber zum Labor. Ihr fehlt dann eine Zahl, über den Wassergehalt der Briketts zum Beispiel. Sie trägt eine weiße Bluse mit weiten Är-

meln, einen engen Rock und weiße Schuhe mit hohem Absatz und Riemchen um die Fesseln. Frau Anja hat den natürlichen Paradegang großer, schlanker Frauen. Ihr Haar ist von sanftmütigem Blond. Vom Kohleboden aus zwanzig Meter Höhe gesehen, springt da eine goldene Münze über den braunen Platz. Wenn Felizitas sich weit genug über das Geländer der Feuertreppe beugt, dann kann sie die Riemchen um die Fesseln der Frau Anja spielen sehen.

EIN MORGENDLICHES STILLEBEN ist das geradezu, wenn Felizitas einmal die Beine unter den Küchentisch streckt. Die Gasflamme brennt und die Neonröhre, hitzig kaltes Licht, ein schwitzender Unterdruckraum, in dem der Kaffee türkisch dampft in die gelackte Frisur Mariannes hinein; das klebt. Marmelade rot und gelb streicht sie schon wieder unangemessen schnell für diesen Morgen.

Nun trink doch, Mädels!

Marianne kramt in den Schubfächern der noch immer neuen Sprelacartküche, tut so, als suche sie etwas.

Felizitas wartet, trinkt nicht, worauf wartet sie?

Nun trink doch, stöhnt Marianne aus dem Schrank heraus, selbst dort spürt sie die verdächtige Stille in ihrem Rücken; das Fehlen von Geschäftigkeit macht sie mißtrauisch.

Da haben wirs, seufzt Marianne endlich.

Sie hat triumphierend etwas aus dem Versteck gezogen und legt es an den Tischrand: eine graurosa Warenhaustüte.

So geht es den Leuten, die zuviel Zeit haben, sagt Marianne leichthin, sie werden alt.

Felizitas ist jung. Sie hört sehr gut. Sie hört den schweren Vorwurf aus dem leichten Ton heraus. Seit der Junge da ist, arbeitet Marianne nicht mehr in der Fabrik. Seit drei Jahren hat sie sich daheim in der Küche eingerichtet und redet das Kinderkauerwelsch, und der Junge spricht schlecht.

Nun mach es auf! drängt Marianne und schließt den Schrank wieder.

Nun setz dich doch mal, sagt Felizitas.

Aber nun mach es doch schon auf! Marianne steht neben ihr, sie massiert nervös ihre Finger.

Vielleicht ist es eine Kunst, die Feste zu feiern, wie sie fallen.

Na, wenn du dich nicht traust, sagt Marianne, packt die Tüte an beiden unteren Ecken und schüttelt ein Paar violette Hausschuhe heraus. Sie stecken noch in der Verklammerung, in die sie die Verkäuferin versetzt hatte. Marianne stellt sie nebeneinander auf den Küchentisch. So kann Felizitas die silbernen Bommeln sehen.

Passen, sagt Felizitas nachher, den Kopf unten.

Und nun das noch! Damit schiebt Marianne einen Schein übers Wachstum, stellt die Ellenbogen auf und freut sich. Sie läßt sich nicht lumpen. Am Geld liegts schon lange nicht mehr. Die Zeiten haben sich geändert, und man selbst, ja, Marianne setzt sich endlich, man selbst hat sich wohl auch geändert. Man sitzt zu Haus, während sich die anderen in der Fabrik ein lustiges Leben machen.

Schöndank, sagt Felizitas, rührt im Kaffee, befühlt mit der anderen Hand den Flausch auf den Hausschuhen. Als ob noch was zu sagen wäre. Hab ja nicht verlangt, daß du bleiben sollst wegen dem Jungen! Das hat anders geklungen, als sie es wollte.

Meistens klingt, was Felizitas sagt, anders, als sie es will. Dran schuld ist die fehlende Übung. Übung macht den Meister, heißt es.

Was heißt nicht verlangt? erkundigt sich Marianne mit ritueller Empörung. Du bist es doch, die Schicht machen will!

Es ist also wieder das alte Gespräch.

Unbedingt, sagt Felizitas. Sehr häufig gebraucht sie dieses Wort nicht.

EINE ERINNERUNG AN DIE KINDHEIT. Unsere Erde war ein totes Gestein. Prüfende Blicke aus dem Schulfenster, das scheint zu stimmen: aus Stein ist die Fabrik, grau mit roten Ziegelbögen über den Fenstern. Die verblassende, magische Zahl 1912.

Sie sitzt in der vorletzten Bank. Ihr Vordermann ist ein großes Mädchen, hinter dem sie sich verstecken kann. Immer dann, wenn sie die Antwort weiß, rutscht sie lautlos zur Bankmitte. Ihr Vordermann deckt sie. Sekunden sind das. Hundert Jahre.

Unsere Erde war ein blühender Garten. Ein tropischer Garten mit Palmen, Sumpfyypressen, Zedern und Magnolien. In der Luft schwirren blaue Rieselibellen.

Das ist was fürs Heimatkundeheft. Da darf man